

100
Jahre **Weird**
Tales

Jubiläumsedition

Band 4: 1946 bis 1954

Herausgegeben von
Frank Festa & Hardy Kettlitz

FESTA

Übersetzungen:
›Eena‹ von Doris Hummel

Alle anderen Texte wurden von Usch Kiausch übersetzt.

Einmalige limitierte Auflage August 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Weird Tales



- Die Ausgeburt der grünen Tiefen** C. Hall Thompson 9
WEIRD TALES November 1946, illustriert von Boris Dolgov
- Kommt, wir spielen Vergiften** Ray Bradbury 52
WEIRD TALES November 1946, illustriert von Lee Brown Coye
- Der Zellengenosse** Theodore Sturgeon 58
WEIRD TALES Januar 1947, illustriert von Lee Brown Coye
- Mister George** August Derleth 72
WEIRD TALES März 1947, illustriert von Boris Dolgov
- Meisterin Sary** William Tenn 94
WEIRD TALES Mai 1947, illustriert von Fred Humiston
- Zwischenphase** Ray Bradbury 106
WEIRD TALES Juli 1947, illustriert von M. N. Beale
- Der nasskalte Mann** Allison V. Harding 109
WEIRD TALES Juli 1947, illustriert von John Giunta
- Die Willenskraft Claude Ashurs** C. Hall Thompson 142
WEIRD TALES Juli 1947, illustriert von Lee Brown Coye
- Eena** Manly Banister 184
WEIRD TALES September 1947, illustriert von Boris Dolgov
- Der bleiche Verbrecher** C. Hall Thompson 196
WEIRD TALES September 1947, illustriert von Fred Humiston

Römische Hinterlassenschaften	Algernon Blackwood	217
WEIRD TALES März 1948, illustriert von Boris Dolgov		
Geisterjagd	H. Russell Wakefield	226
WEIRD TALES März 1948, illustriert von Lee Brown Coye		
Der Teddybär des Professors	Theodore Sturgeon	233
WEIRD TALES März 1948, illustriert von Lee Brown Coye		
Der Schrumpfkopf im Wohnzimmer	Stephen Grendon	243
WEIRD TALES Juli 1948, illustriert von Lee Brown Coye		
Ein Heimatloser	Eric Frank Russell	255
WEIRD TALES September 1948, illustriert von Fred Humiston		
Der Zauberlehrling	Robert Bloch	259
WEIRD TALES Januar 1949, illustriert von Boris Dolgov		
Das Schutzdeckchen	Greya La Spina	269
WEIRD TALES Mai 1949, illustriert von Lee Brown Coye		
Der Ausgemergelte	Anthony Boucher	282
WEIRD TALES Mai 1949, illustriert von Vincent Napoli		
Die Durchleuchtung	Fritz Leiber	286
WEIRD TALES Juli 1949, illustriert von Vincent Napoli		
Aus der wüsten Tiefe	H. Russell Wakefield	298
WEIRD TALES Juli 1949, illustriert von John Giunta		
Der Geist des Schrot-Turms.	Mary Elizabeth Counselman	309
WEIRD TALES September 1949, illustriert von John Giunta		
Der letzte Zug	Fredric Brown	323
WEIRD TALES Januar 1950, illustriert von John Giunta		
Nimm den Z-Zug	Allison V. Harding	328
WEIRD TALES März 1950, illustriert von Boris Dolgov		

Etwas von da draußen	August Derleth	336
WEIRD TALES Januar 1951, illustriert von Hannes Bok		
Der kleine rote Kauz	Margaret St. Clair	350
WEIRD TALES Juli 1951, illustriert von Joseph Eberle		
Der grüne Papagei	Joseph Payne Brennan	361
WEIRD TALES Juli 1952, illustriert von Lee Brown Coye		
Feuchtes Stroh	Richard Matheson	366
WEIRD TALES Januar 1953, illustriert von Vincent Napoli		
Schleim	Joseph Payne Brennan	372
WEIRD TALES März 1953, illustriert von Virgil Finlay		
Mehr als Schatten	Dorothy Quick	395
WEIRD TALES Juli 1954, illustriert von Boris Dolgov		
Ein weißer Fleck auf der Landkarte	Rex Dolphin	406
WEIRD TALES Juli 1954, illustriert von unbekanntem Künstler		

The Will of Claude Ashur

BY C. HALL THOMPSON



DIE WILLENSKRAFT CLAUDE ASHURS

1

SOEBEN haben sie mich eingeschlossen. Gut möglich, dass es das letzte Mal gewesen ist. Ich hörte das Raseln der drei Riegel, als sie mit Schwung

vorgeschoben wurden und einrasteten. Die Tür zu diesem kahlen weißen Raum weist äußerlich nichts Besonderes auf, aber sie ist mit undurchdringlichem Stahl gepanzert. Die Leiter dieser Anstalt haben keine Mühen gescheut, um sicherzustellen,

dass niemand von hier flüchten kann. Sie kennen meine Akten und haben mich in die Liste jener Patienten aufgenommen, die gefährlich und »wiederkehrend gewalttätig« sind. Ich habe keine Einwände dagegen erhoben. Es führt zu nichts, ihnen mitzuteilen, dass meine Gewalttätigkeit sich längst erschöpft hat und ich weder die Lust noch die Kraft habe, die erforderlich sind, einen weiteren Ausbruch in die Freiheit zu versuchen. Sie können nicht verstehen, dass die Freiheit mir nur so lange etwas bedeutete, wie es Hoffnung gab, Gratia Thane zu retten – sie vor dem Entsetzlichen zu bewahren, das vom Rande des Grabes, in dem es verrottete, zurückkehrte, um Gratia wiederzuerlangen. Jetzt ist diese Hoffnung dahin. Mir ist nichts geblieben als die mir willkommene Erlösung durch den Tod. Ich kann genauso gut in einer Irrenanstalt sterben wie anderswo.

Heute waren die Untersuchungen meines körperlichen und geistigen Zustands schnell erledigt. Sie waren nur eine Formsache, eine durchzuführende Routine »für das Protokoll«. Der Arzt ist bereits gegangen. Es war nicht der Mann, der mich normalerweise untersucht. Ich nehme an, er ist neu in der Anstalt. Er ist ein winziger Mann, penibel gekleidet, und hatte eine geschmacklose rautenförmige Krawattennadel angesteckt. Sein schmales Gesicht war vor Aufregung gerötet. Von dem Augenblick an, als er auf die ekelhafte Maske meines Gesichts blickte, bildeten sich Linien der Abscheu und Angst rings um seinen Mund.

Zweifellos hatte ihn einer der Wärter in den weißen Kitteln vor meinem besonders grauenvollen Fall gewarnt. Ich nahm es ihm nicht übel, dass er nicht näher kam als unbedingt nötig. Eher bedauerte ich den armen Teufel wegen seiner peinlichen



Lee Brown Loyal - 1947

Lage. Ich habe Männer mit offensichtlich stärkerem Magen gekannt, die bei meinem Anblick davonwankten, Brechreiz bekamen und vor Entsetzen würgten. Mein Name, die heillosen Gerüchte über meine Geschichte, die Erinnerungen an den verfallenden, noch atmenden Halbtoten, der ich bin, sind in diesen gewundenen grauen Fluren der Irrenanstalt legendär. Ich kann ihnen nicht die Erleichterung darüber vorwerfen, dass sie die Bürde, die ich für sie gewesen bin, bald los sein werden und sie diese nicht mehr menschliche, pulsierende Fleischmasse den Würmern und dem Vergessen überantworten können, wie ihnen bewusst ist.

Ehe der Arzt ging, schrieb er irgend etwas in sein Notizbuch. Sicher den Namen: Claude Ashur. Unter das heutige Datum hat er nur wenige, alles erklärende Worte geschrieben: »Prognose negativ. Hoffungslos wahnsinnig. Krankheit in äußerst fortgeschrittenem Stadium. Ableben steht unmittelbar bevor.« Als ich zusah, wie er das mit seinem Stift quälend langsam zu Papier brachte, fühlte ich mich ein letztes Mal versucht zu reden. Mich überwältigte der heftige Drang, meinen mittlerweile bekannten Protest erneut herauszuschreien – in der verzweifelten Hoffnung, dass dieser in der Anstalt neue Mann mir vielleicht glauben würde. Die frevlerischen Worte lagen mir fast schon auf der Zunge und lösten einen starken nasalen Schluchzer bei mir aus. Der Arzt blickte rasch auf und die angsterfüllte Abscheu verriet mir die Wahrheit. Reden würde nichts nützen. Er war genau wie alle anderen mit ihren beschwichtigenden Stimmen und ihrem ungläubwürdigen Lächeln. Er würde dem scheußlichen Albtraum – denn ein solcher ist die Geschichte von Gratia,

meinem Bruder und mir – zuhören und am Ende ruhig nicken, mehr denn je davon überzeugt, dass ich völlig verrückt war. Ich blieb stumm. Die letzte Flamme der Hoffnung, die kurz aufgeflackert war, erstarb. In diesem Augenblick erkannte ich: Niemals würde mir irgendjemand glauben, dass ich nicht Claude Ashur war.

Claude Ashur ist mein Bruder.

VERSTEHEN Sie mich nicht falsch. Es handelt sich hier nicht um einen banalen Fall gestörter Identität, sondern um etwas unendlich Übleres. Es geht dabei um etwas Grauensvolles, das sich ein kaputtes, nach Rache gierendes Gehirn ausgedacht und in die Tat umgesetzt hat – ein Geist, der mit dunklen Mächten im Bunde steht und mit Fistelstimme längst vergessene Rituale und Beschwörungen praktiziert. Niemand hätte mich jemals mit Claude Ashur verwechseln können. Im Gegenteil: Von unserer frühesten Kindheit an konnten die Leute kaum glauben, dass wir Brüder sind. Keine zwei Menschen hätten unterschiedlicher sein können als wir. Stellen Sie sich einen durchschnittlichen Jungen und später durchschnittlichen Mann vor, normal gebaut, mit normalem Gewicht, unauffälligen Gesichtszügen und einem in der Regel auf fast langweilige Weise ausgeglichenen Gemüt – kurz gesagt also der Inbegriff von Normalität –, dann haben Sie ein Porträt von mir vor sich. Mein Bruder Claude war in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil.

Er war stets von äußerst zarter Gesundheit und neigte zu sonderbaren Stimmungsumschwüngen. Sein Kopf wirkte zu groß für seinen fragilen Körper. Und sein Gesicht war von einer Blässe gezeichnet, die meinem Vater furchtbare Sorgen machte.

Seine Nase war lang und schmal, außerordentlich reizempfindlich. Seine weit auseinanderstehenden Augen, die tief in den Höhlen lagen, hatten einen irgendwie freudlos wirkenden Glanz. Von Anfang an war ich nicht nur der Ältere, sondern auch der Stärkere, und doch war es Claude mit seinem zerbrechlichen Körper, der mit seiner starken Willenskraft im Pfarrhaus von Inneswich das Sagen hatte.

An einer bestimmten Stelle der Straße, die sich durch die unbelebten, dem Atlantik abgerungenen Landstrecken der nördlichen Küste von New Jersey schlängelt, biegt der nichts ahnende Reisende möglicherweise auf einen von Brombeergestrüpp überwucherten Seitenweg ab. Dort steht (oder stand früher) ein ins Binnenland deutender Wegweiser mit der Aufschrift: ›INNESWICH – noch 800 Meter«. Heutzutage wird dieser Weg nur noch selten benutzt. Wegen all der Legenden, die sich wie ein widerliches Spinnennetz um das uralte Küstendorf ranken, macht jeder, der sich in dieser Gegend auskennt, einen großen Bogen um Inneswich. Das liegt daran, dass diese Menschen die anrühigen Geschichten über das Pfarrhaus, das am nördlichsten Rand von Inneswich liegt, gehört haben. In den letzten Jahren sind das Dorf, das Pfarrhaus und die wenigen unerschrockenen Dorfbewohner, die an ihren Häusern hängen, in Verruf geraten. Das war anders, ehe Claude Ashur dort auftauchte.

Mein Vater, Edmund Ashur, war der Pastor der Lutherischen Kirche von Inneswich. Zwei Jahre vor meiner Geburt war er, damals ein schüchterner Mann mittleren Alters, mit seiner jungen Braut ins Pfarrhaus gezogen. In der Nacht, als Claude Ashur zur Welt kam, wurde das Pfarrhaus von Inneswich zum Totenhaus.

DIE NACHT, in der Claude zur Welt kam: Eigentlich habe ich niemals in dieser Weise an diese Nacht gedacht. Für mich war es stets die Nacht, in der meine Mutter starb. Selbst ich, der ja noch ein Kind war, spürte das alles durchdringende Gefühl kommenden Unheils, das den



ganzen Tag über wie ein Gespinst über dem Pfarrhaus hing. Eine feuchtkalte Meeresbrise, die nach Regen roch, war nach Westen gezogen, sodass ich den ganzen Tag zwangsläufig im Haus hatte verbringen müssen. Dort war es unheimlich still. Es waren nur die gedämpften Schritte meines Vaters zu hören, der in der Bibliothek auf und ab ging und zu lächeln versuchte, wenn sein Blick zufällig meinem begegnete.

Damals wusste ich nicht, dass die Zeit der Entbindung nahte. Ich wusste nur, dass meine Mutter in den letzten Wochen viel zu blass gewesen war und ohne ihr Lachen die riesigen kalten Zimmer verlassen wirkten.

Kurz vor der Abenddämmerung wurde der Dorfarzt, ein rundlicher Mann mit Apfelbäckchen namens Ellerby, gerufen. Wie immer brachte er mir Karamellbonbons vom Krämerladen mit. Kurz darauf verschwand er auf der breiten Treppe, und ich wurde ins Bett gesteckt. Stundenlang – so kam es mir jedenfalls vor – lag ich im Dunkeln, während eine bleierne Wolkenwand mit dem Sturm landeinwärts zog. Regen peitschte gegen mein Fenster, und schließlich schief ich ein, weinend, weil meine Mutter nicht gekommen war, um mir einen Gutenachtkuss zu geben.

Damals habe ich gedacht, das Schreien hätte mich geweckt. Mittlerweile weiß ich, dass diese von großen Schmerzen ausgelösten Schreie schon lange zuvor beim letzten erschauernden Atemzug meiner Mutter erstorben waren. Vielleicht war ein letztes trauriges Echo davon die dunklen Gänge entlanggeglitten und hatte schließlich mein vom Schlaf vernebeltes kindliches Gehirn erreicht. Während ich die gewundene, mit Teppichboden

ausgelegte Treppe hinunterschlich, war ich von kaltem, unsäglichem Entsetzen wie betäubt. Am Treppenhof ließ mich ein leiser, verzweifelter Laut innehalten. Und dann sah ich die beiden. Mein Vater war auf einem ledernen Lehnstuhl am Kamin, in dem kein Feuer brannte, zusammengesunken. Kerzenschein flackerte über seine Hände, die er vor das Gesicht geschlagen hatte. Unbändiges Schluchzen erschütterte seine gebeugten Schultern. Kurz darauf wurde sein Gesicht ernster und bleicher, als ich es je gesehen hatte. Aus den Schatten jenseits meines Blickfelds tauchte Doktor Ellerby auf. Mit seiner mageren Hand, die nichts hatte bewirken können, berührte er sanft Vaters Arm.

»Ich ... Ich weiß, wie wenig Worte helfen können, Edmund«, sagte er mit belegter Stimme. »Ich möchte dich nur wissen lassen, dass ich alles getan habe, was in meiner Macht stand. Mrs. Ashur war ...«, er zuckte vor ohnmächtiger Wut auf das Verhängnis mit den fülligen Schultern. »Sie war einfach nicht stark genug. Es war seltsam, so als wäre das Baby zu viel für sie – zu mächtig – und raubte ihr jegliche Stärke und Willenskraft. Es war so, als ob ...«

Die Stimme versagte ihm und er redete nicht weiter, und eine abgrundtiefe Dunkelheit kroch in mich hinein und krallte sich in mir fest. Ich wollte weinen, aber konnte es nicht. Angst und Verlassenheit krampften sich in meiner Brust so zusammen, dass ich kaum noch atmen konnte. Jahre später wurde mir nach und nach zu meinem Entsetzen klar, wie Ellerbys abgebrochener Satz gelautet hätte: »Es war so, als ob er sie getötet hätte, damit er leben konnte ...«

Man bestattete Mutter in einem schattigen Winkel auf dem Friedhof hinter der

Kirche. Die Dorfbewohner versammelten sich und blieben mit gesenkten Köpfen in stummer Trauer in dem Platzregen stehen, dessen Tropfen wie Nadelstiche waren. Und während der ganzen Beerdigung war – pietätlos und gebieterisch – das aggressive Heulen des Säuglings Claude zu hören. Dieses alles übertönende Geschrei hatte etwas Gotteslästerliches und schrecklich Unpassendes an sich. Es erweckte irgendwie den Eindruck, als wäre dieses düster blickende, krakeelende Kind gut vertraut mit dem Tod und hielt es nicht für nötig, angesichts des Todes zu trauern oder sich zu ängstigen.

Von diesem Tag an nahm Claude Ashur das Pfarrhaus vollständig in Besitz. Es stimmt zwar, dass sich sein Geheul und die offene Streitlust bald legten, und schon in seiner frühen Kindheit nahm Claudes Stimme eine ungewöhnliche, leise zischende Modulation an, sie büßte dabei aber nichts von ihrer Dominanz ein. Im Gegenteil: Ebendiese Gelassenheit und Sanftheit der Stimme schien ihr mehr Stärke zu verleihen – größere Macht, den Zuhörer zu beeinflussen. Nicht Claudes Stimme, sondern Claudes Willenskraft beherrschte das Pfarrhaus und alle, die sich darin aufhielten. Die Stimme war nur ein Werkzeug dieser Willenskraft.

Mein Vater war Claudes Sklave. Mit all der zärtlichen, bedingungslosen Liebe, die er meiner Mutter vor ihrem Tod geschenkt hatte, überhäufte er jetzt Claude. Ich glaube, Vater sah in ihm die letzte Erinnerung an das liebenswürdige Geschöpf, auf dessen Grab niemals Blumen fehlten. Vater tat mir leid.

Denn von Anfang an schien Claude, dieses grüblerische, schwächliche Kind, weder Liebe noch Hilfe zu benötigen.

Sein ganzes Leben lang war Claude Ashur auf kaltschnäuzige Weise eigenständig und vollständig in der Lage, sich alles zu beschaffen, was er wollte.

Die Beunruhigung über Claudes bedenklichen Gesundheitszustand führte bei meinem Vater zu weiteren Sonderbehandlungen des Jungen. Anstatt Claude zur Schule zu schicken – was erfordert hätte, dass er die Geborgenheit im düsteren Pfarrhaus verließ –, stellte Vater einen Hauslehrer nach dem anderen ein. Doch dieser Schritt erwies sich stets als ein Fehlschlag. Immer wieder ging es anfangs gut. Stets fand sich irgendein auf Bücher versessener Mann oder eine belesene Frau, der oder die annahm, eine ideale Stelle im Pfarrhaus anzutreten. Der Unterricht für einen einzigen Jungen erschien ihnen als die leichteste Arbeit der Welt. Doch ausnahmslos entwickelten die Hauslehrer irgendwann eine – offene oder heimliche – heftige Abneigung gegenüber Claude. Niemals blieben sie länger als zwei Wochen im Pfarrhaus.

Wenn eine oder einer von ihnen gerade gekündigt hatte und nun das Haus verließ, blickte ich oft zufällig vom Garten nach oben und entdeckte dann Claudes bleiches, mageres Gesicht hinter irgendeinem Fenster. Die bleichen Lippen waren dabei immer zu einem befriedigten, böswilligen Lächeln verzerrt. Und sobald der dreiste Eindringling vertrieben war, legte sich der lauernde Schatten meines Bruders, der sich von jedem Menschen absonderte, erneut wie ein Leichentuch über das Pfarrhaus.